

# Judentum und Judenmission in Wien

Autor(en): **Molin, Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums**

Band (Jahr): **8 (1952)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961409>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Baeck schreibt (a. a. O. 319) von den Weherufen: «Es braucht kaum gesagt zu werden, wie diese bestimmte Antwort, die sich hier ergibt, zugleich beweist, daß die Wehereden des Evangeliums nicht Worte sind, die Jesus gegen sein Volk richtete, sondern ein Zeugnis der Auseinandersetzung der christlichen Gemeinde in der Zeit nach dem Jahre 70 mit der Gemeinde des Judentums». Was Baeck hier von den Weherufen sagt, kann wohl auch von den übrigen Angriffen im Evangelium gegen die Pharisäer und die Schriftgelehrten gesagt werden. Trotzdem werden noch immer die Worte Pharisäer und Schriftgelehrter mit dem Worte Heuchler als identisch gebraucht!

## JUDENTUM UND JUDENMISSION IN WIEN

von Dr. GEORG MOLIN, Wien

Der Titel dieses Aufsatzes könnte gerade so gut heißen «Judentum und Judenmission in Österreich», denn seit 1918 sind Judentum in Wien und Judentum in Österreich fast identische Begriffe geworden. Eine Mission an Israel hat es wenigstens von evangelischer Seite aus außerhalb Wiens in dieser Zeit überhaupt nicht gegeben, weil dazu nicht die mindesten Voraussetzungen gegeben waren. Es war anders, solange die alte Monarchie noch bestand. Da gab es auch außerhalb Wiens alte, einflußreiche und berühmte Judengemeinden, wie etwa in Prag, aus der so bedeutende Männer wie Werfel, Kafka, Max Brod oder Stefan Zweig gekommen sind, oder die Gemeinden in Mähren und Schlesien, oder in Krakau und schließlich die Unzahl jüdischer Gemeinden, die das Rückgrat und den Jungbrunnen des Judentums im alten Österreich bildeten. Denn in Ostgalizien und der Bukowina lebte das orthodoxe Judentum getreu seinen väterlichen Überlieferungen, von dort entsandte es immer neue Ströme seiner Menschen nach Westen. Da freilich dauerte es nach 1800 meist nicht lange, bis die alte Sitte vergessen oder doch sehr geschwächt war. Man assimilierte sich der Umwelt oft bis zur Selbstaufgabe. Nicht nur, daß man das jüdische Wesen

aufgab, man verfiel derselben selbstmörderischen Lebensgestaltung, die noch überall die großstädtischen Familien in verhältnismäßig kurzer Zeit aufgezehrt hat, vor allem dem Ein- bis Zweikinder-System. Ein besonders starker Schub jüdischer Menschen erreichte Wien im Zusammenhang mit den Kriegshandlungen in Galizien in den Jahren 1914 und 1915. Nach 1918 freilich wurde die Zuwanderung schwächer und schwächer, und trotz der zahlenmäßigen Stärke des Wiener Judentums vor 1938 hätte man den Tag seines Aussterbens voraussagen können.

Damit hätte eine altberühmte Judengemeinde ihr Ende gefunden. Denn das Wiener Judentum hat eine alte Geschichte, wenn auch nicht so alt wie in den westeuropäischen Ländern oder in den rheinischen Städten. Vom 10. Jahrhundert an läßt sich eine jüdische Niederlassung in Wien annehmen. 1194 wird Schlom, ein jüdischer Münzmeister, urkundlich erwähnt. Er muß ein angesehenes Mann gewesen sein, denn seine Ermordung durch einen Kreuzfahrer wurde vom Herzog mit unnachsichtiger Strenge bestraft. 1204 begegnet in Wien die erste Synagoge. Wie in allen königlichen oder landesfürstlichen Städten des Mittelalters lebten auch in Wien die Juden unter dem Schutze des Stadtherren als dessen Kammerknechte (oft als Münz- oder Steuerpächter) in von ihm zugewiesenen Gebäuden. Dazu dienten meist alte, vom Hofe verlassene Palastbauten. Da infolge des starken Wachstums der Stadt Wien die stadtgräfliche und später herzogliche Burg mehrmals gegen den Stadtrand hin vorrückte, wurden auch mehrmals solche Bauten frei. Dementsprechend wanderte das «Ghetto», um schließlich in der Neuzeit eine Vorstadt außerhalb der Mauern zu bilden. Die einzige derzeit bestehende Synagoge dürfte etwa in der Gegend liegen, wo das älteste Wiener Ghetto anzunehmen ist. Die Bürgerschaft war freilich genau so wie in anderen Städten von der Anwesenheit der Juden wenig erfreut. Man witterte in ihnen die Konkurrenz. Dazu kam noch die Hochspannung des religiösen Lebens, besonders in der Zeit der Kreuzzüge. Daraus wird es verständlich, daß auch das Wiener Ghetto mehrmals ein Opfer der Volkswut wurde. Blutopfer und Zwangstaufen kennzeichnen den Weg der Wiener Judenschaft in diesen Jahrhunderten. Die größte Verfolgung, die berüchtigte Wiener Geserah, fand 1421 durch Herzog

Albrecht V. statt. Erst etwa 100 Jahre später tauchen wieder jüdische Familien in Wien auf. Mit Schwierigkeiten hatten die Juden noch lange zu kämpfen. Vertreibungen und Ansiedlungsverbote gab es fast in jedem Jahrhundert. Die noch bestehende Pfarrkirche St. Leopold in Wien II wurde gelegentlich einer Judenvertreibung aus der damaligen Synagoge umgebaut. Noch nicht 100 Jahre ist es her, daß die Ehebeschränkungen endgültig aufgehoben wurden, durch die man die starke Vermehrung des Judentums einzudämmen suchte. Und dies alles, obwohl jüdische Finanzleute zu allen Zeiten auch in Wien eine große Rolle spielten (Arnstein und Pereira z. B. finanzierten die Kriege gegen Napoleon). Erst 1823 konnte wieder eine Synagoge, die heute noch bestehende Zentralsynagoge, eröffnet werden, und erst die Zeit nach 1860 brachte einen stärkeren wirtschaftlichen und geistigen Aufschwung. In diesem Jahre fielen die gesetzlichen Schranken. Tüchtigkeit und Intelligenz, manchmal auch Skrupellosigkeit erhielten freie Bahn. Zugleich war es die Zeit allgemeiner Prosperität und Sicherheit, die in aller Welt die Meinung verbreitete, daß der zukünftige Weg der Menschheit nur mehr einer des Fortschrittes sein könne, der jede Katastrophe unmöglich machen würde.

Diese letzte Blütezeit Wiens ist auch die des Wiener Judentums, das damals dem Lande eine ganze Reihe bedeutender Männer schenkte. Ich nenne nur G. Mahler, A. Schnitzler, R. Beer-Hofmann, F. Salten, St. Zweig. In der Geschäftswelt, in Theater und Literatur, in Kunst und Zeitungswesen, in der Welt der Ärzte und Juristen hatte das Judentum eine starke Stellung, die sich noch immer mehr zu verstärken schien. Aber wie für den Habsburgerstaat, so bereitete sich auch für das Wiener Judentum schon die Katastrophe vor. Da war einmal die äußere Bedrohung. Nicht nur die alldeutsche Partei Schönerers hatte den Antisemitismus auf ihre Fahnen geschrieben, sondern ebenso die kleinbürgerlich-katholische christlichsoziale Partei, deren bedeutendster Exponent der langjährige Bürgermeister Lueger war<sup>1</sup>. Es wäre vielleicht zu diesem

---

<sup>1</sup> Lueger war einer der besten Bürgermeister, die Wien jemals hatte. Für den Ausbau der Stadt und ihrer Einrichtungen, für ihre kleinbürgerlichen und gewerbetreibenden Schichten hat er viel getan. Sein Antisemitismus ist ein übler Fleck im Charakterbild dieses großen Bürgermeisters und

Wiener Antisemitismus noch ein Wort zu sagen. Man könnte zunächst meinen, er komme aus einem Charakterfehler. Aber der Wiener ist nie unduldsam gewesen und fremde Eigenart war ihm nie etwas Ungewohntes. Sah er doch in den Mauern seiner Stadt Angehörige aller 11 Völker und 7 Religionen des Habsburgerreiches aus- und eingehen. Vielleicht ist es eher ein Gefühl dafür, daß jüdisches und wienerisches Wesen manche verwandte Züge haben, das den Untergrund dieser Feindschaft bildet. Beiden eignet z. B. die starke Selbstironie und die Fähigkeit, Fremdes sich anzugleichen. Vielleicht war es auch die Erfahrung, daß sich zwar auch das Judentum einwienern lasse, daß aber der starke Zuzug aus den östlichen Reichsteilen den Fremdkörper immer wieder erneuere. Denn das Judentum, das da frisch aus dem galizischen Ghetto kam, war ein Fremdkörper: fremd in seiner Kleidung, fremd in der Sitte, fremd in der Sprache; ein Stück Vorwelt mitten in der Moderne, ein Stück Asien mitten in Europa. Von den konservativen Richtungen zurückgestoßen, machte es zudem gemeinsame Sache mit der jungen Sozialdemokratie, deren Führer vielfach aus jüdischen Familien stammten, die freilich sich meist schon vom jüdischen Mutterboden gelöst hatten<sup>2</sup>. Für die rechtsstehenden Kreise war das ein neuer Dorn im Auge. Wirtschaftlicher Neid mag wie überall bei solchen Bewegungen das Seine dazugetan haben. Er machte es der Demagogie leicht. Nun wird man leider sagen müssen, daß

---

Politikers. Er ist als politisches Instrument verständlich, befremdet aber bei einem Mann, der als guter Christ gelten wollte. Er hat so manchem Juden, der der väterlichen Tradition entwachsen war, den Weg zu Christus verwehrt. Ohne die strikten Gegenweisungen Kaiser Franz Josefs I. hätte er sich wahrscheinlich auch äußerlich noch stärker ausgewirkt.

<sup>2</sup> Die Feststellung dieses Bündnisses soll auf keinen Fall einen Vorwurf bedeuten. Der Weg dazu war überdies nicht so einfach, wie es hier in der gedrängten Kürze erscheinen mag. Männer wie V. Adler z. B. standen zuerst im nationalen Lager! Da die national-liberale Partei langsam abstarb und die rechtsstehenden Parteien sich mehr und mehr antisemitisch gebärdeten, bot sich hier die einzige Möglichkeit, mit Hilfe einer aufstrebenden Bewegung für die eingenen Rechte zu kämpfen. Die Zuwendung zur Sozialdemokratie erfolgte trotzdem nur zögernd, da das Judentum wohl ihre Ziele, nicht aber ihre Methoden billigte. Viele ihrer aus jüdischen Familien stammenden Führer waren zeitlebens evangelisch und suchten wirkliche Christen zu werden. Erst die antisemitische Haltung vieler «Christen» stieß wieder ab.

es nicht immer die Besten waren, die aus Galizien nach Wien kamen und dort blieben, sondern diejenigen, die sich der heimischen Zucht und Sitte nicht fügen wollten. Die übereilte Assimilation macht diese Menschen nicht sympathischer. Die Säkularisierung ist an und für sich ein Fluch, ihre Formen und Ergebnisse sind aber um so bedrohlicher und teuflischer, je näher der Betreffende vorher Gott gestanden hat. Geistliche, die Atheisten werden, sind meistens außerordentlich destruktive Elemente<sup>3</sup>. Wenn nun Angehörige des Volkes, das Gott besonders gerufen und mit seiner Tora begnadet hat und dem die Tora Lebenselement geblieben ist, diese Tora wegwerfen, ohne sich doch zu Christus zu finden, so müssen sie mehr oder weniger zu Werkzeugen der Finsternis werden. Es ist selbstverständlich, daß es auch von dieser Regel rühmliche Ausnahmen gegeben hat und gibt<sup>4</sup>. Doch wird leider ein Volk niemals nach seinen Besten eingeschätzt, sondern nach denen, die am unliebsamsten auffallen. Die Leistungen so vieler Juden, die mitgeholfen haben, das künstlerische und wissenschaftliche Leben Wiens berühmt zu machen, blieben außerdem der Masse unzugänglich.

Aber viel gefährlicher als die äußere Bedrohung, die sich erst viel später entladen sollte, war die innere. Ist doch das vorige Jahrhundert und der Anfang des jetzigen trotz der beispiellosen wissenschaftlichen und zivilisatorischen Erfolge zweifellos eine Zeit geistigen Niedergangs. Epigonentum und verzweifelte, aber zunächst erfolglose Versuche der Neugestaltung sind die beherrschenden Erscheinungen. Vor allem aber geht eines verloren, die Herzmitte alles wahren kulturellen Lebens, die selbstverständliche Verankerung aller Lebensgebiete im Religiösen. Wie das kirchliche Leben mehr und mehr der Aushöhlung verfällt und auf einem Tiefpunkt anlangt, so ist es auch mit dem Leben der Synagoge. Die große Masse des Wiener Judentums bleibt unberührt von allen Erneuerungsbestrebungen. Sie steht ihrer religiösen Tradition gleichgültig gegenüber. Die Austritte häufen sich. Konfessionslose Menschen

---

<sup>3</sup> Unsere Durchschnittschristen von heute sind selbst schon so säkularisiert, daß ihr Abfall nicht von unmittelbaren schweren Folgen für andere begleitet wäre.

<sup>4</sup> Gerade das Judentum, auch das liberale, hat sich immer gerne an philanthropischen und sozialen Bestrebungen beteiligt.

jüdischer Herkunft werden in Wien eine alltägliche Erscheinung. Den Weg zur Kirche finden nicht viele, und diese selbst lebt ja von der Substanz und läßt jede innere Kraft weithin vermissen. Aber auch wo Juden diesen letzten Schritt unterlassen, empfinden sie doch mehr und mehr das väterliche Wesen als überholt und hemmend. Das jüdische Bürgertum lebt genau so satt und selbstzufrieden und problemlos wie jedes andere. Kein anderer als der Jude Karl Kraus hat seine beißende Satire dagegen gerichtet. Die besten Kräfte des Judentums stehen in der Wissenschaft oder in der Politik, die aber beide (nicht nur bei ihren jüdischen Vertretern) jahrzehntelang fast ganz unter materialistischen Vorzeichen stehen.

Zugleich aber vollzieht sich im Judentum selbst eine Umschaltung seines Selbstverständnisses. In Wien lebt Theodor Herzl, nicht der erste nationale Jude, aber doch der, an dessen Namen die Entwicklung des modernen Zionismus anknüpft. Er bedeutet nicht Irreligiösität, aber doch Umlenkung des jüdischen Selbstverständnisses vom religiösen Geleise auf das nationale. Israel will wieder Volk werden, will wieder eigenes Land haben. Die Welle des Nationalismus, die durch Europa geht, erfaßt auch dieses Volk und läßt es seine Besonderheit nicht mehr im Religiösen sehen, in Tora und Propheten, nicht mehr im besonderen Ruf Gottes und dem von Ihm auferlegten stellvertretenden Leidensschicksal, sondern in völkischer Eigenart und Sprache. Gewiß hat der entstehende Zionismus gewaltige Kräfte im Judentum entbunden, aus denen vor unseren staunenden Augen unerhörte Leistungen entsprungen sind, aber wie der heutige Zionismus zeigt, ist in der Freude der Selbstentdeckung doch das Wichtigste und Wertvollste fast über Bord gegangen. Mit Schmerz sieht der gläubige Christ, wie viele Juden heute die Meinung verfechten, sie wollten ein Volk sein wie alle anderen, wie sie damit gegen die Erwählung rebellieren, vielleicht aus der gottgeschenkten Gnade der Sammlung im eigenen Lande einen menschlichen Trotzversuch machen und damit eine geschichtliche Stunde versäumen. Schmerzlich fühlt man sich dabei an I. Sam. 7 erinnert. Nie wird Israel ein Volk wie alle anderen sein können. Entweder lebt es aus der Tora, ein Zeichen ehernen Gotteswillens, Seines Zornes, aber auch Seiner Gnade und Langmut und der Verheißung; oder es wendet sich zu Christus, dann ist

Gottes Reich da; oder es rebelliert mit den anderen Völkern, dann wird ihm ein furchtbares Schicksal werden. Gerade der Erstgeborene kann sich nicht ungestraft dem Ruf des göttlichen Vaters entziehen.

Der Zionismus machte sich in Wien zum ersten Male 1906 stärker bemerkbar. In diesem Jahre erschienen bei den Wahlen der Wiener Kultusgemeinde die ersten Zionisten. Zielbewußt hatten sie schon eine ganze Weile daran gearbeitet, aus der liberalen religiösen Gemeinde eine bewußte Volksgemeinde zu machen. Nun reifte die erste Ernte. Nach 1918 sind sie unentwegt im Vordringen. Die großen Scharen der während des ersten Weltkrieges zugewanderten Ostjuden stehen auf ihrer Seite. 1924 erreichen sie erstmalig die Mehrheit in der Kultusgemeinde. Diese umfaßt damals etwa 200 000 Seelen. Sie besitzt 7 Gemeinde- und 12 Vereinssynagogen und eine Anzahl kleinerer Bethäuser besonderer Richtungen. Ihr Schul- und Betreuungswesen ist tadellos organisiert. Alles scheint in bester Ordnung. Die drohenden Gefahren werden unterschätzt oder gar nicht gesehen. Man sieht nicht, daß völkische Begeisterung zwar etwas Großes und Schönes ist, daß religiöser Glaube aber weit mehr Tragkraft besitzt; man merkt nicht, wie die nichtjüdische Umwelt mehr und mehr dem Antisemitismus verfällt, auch dort, wo sie dem Nationalsozialismus ablehnend gegenüber steht. Und plötzlich ist 1938 da. Erst müssen die jüdischen Geschäfte hebräisch geschriebene Aufschriften tragen, dann werden sie nach und nach enteignet. Immer häufiger werden im Straßenbild die großen Überseekisten, in denen jüdische Familien ihr Eigentum in andere Länder zu retten versuchen. Im November brennen die Synagogen. Aber damit hat sich Goebbels verrechnet. Das Volk ist nicht begeistert. Viele, sehr viele machen bedenkliche Gesichter und beginnen etwas zu ahnen von der Bestie, die in ihre Heimat eingebrochen ist. Viele andere beruhigen sich noch einmal damit, daß es sich um eine Kinderkrankheit handle, die im Laufe der Zeit vergehen werde. Der Krieg kommt, der Judenstern. Was dann geschehen ist, wissen andere wahrscheinlich besser als ich. Ich wurde im August 1938 als Kriegspfarrer eingezogen und habe wie die meisten Wehrmachtsangehörigen dreiviertel von dem, was in der Heimat vorging, nicht erfahren. Die Namen der Todeslager hörte



ich erst spät, teilweise erst in der Kriegsgefangenschaft. Die Feldpost stand ja unter strenger Zensur. Fremde Sender anhören konnten wir nicht. Geredet wurde bald nicht mehr, weil keiner mehr dem andern trauen konnte.

Als der Spuk vorüber ist, ist von der einst so großen Wiener Judengemeinde nur mehr ein kleines Häufchen da. Die vollen DP-Lager, in denen die flüchtigen Ostjuden und die KZ-Entlassenen hausen, leeren sich. Alles, was jung und lebendig ist, strebt nach Israel, besonders als 1948 die Tore des Landes weit aufgetan werden. Zurück bleiben die Alten und Kranken und die, die Wien als ihre Heimat ansehen, die sie trotz allem nicht verlassen wollen. Dazu kommen Heimkehrer aus aller Welt. Viele davon haben einst in Wien glückliche Jahre verlebt, oder sie haben irgendwelche Pietätsbindungen an die Stadt. Manche kommen auch, um um ihr ehemaliges Eigentum zu kämpfen. Die meisten aber, die arbeiten und wirken wollen und können, hält es nicht in dem verarmten und unsicheren Lande und seiner Enge. Nord- und Südamerika, Australien und Israel sind ihr Ziel.

Die Zurückbleibenden leben meist ziemlich kümmerlich. Nur wenigen gelingt es, wieder zu Wohlstand zu kommen. Die Alten und Kranken sind abhängig von ausländischer Hilfe (Joint). Geistig sind die meisten geprägt von nur allzuverständlichen Ressentiments. Die alten Familien sind meist ausgestorben. Es gibt keine geschlossene jüdische Gesellschaft mehr. Damit ist aber auch die feine Geistigkeit entschwunden, die diese Gesellschaft einst auszeichnete. Es fehlt der Resonanzboden für größere Geister. So bleibt die kulturelle Leistung zunächst gering. Trotzdem in der Presse, in der Kunst und Medizin Juden wieder in wichtigen Stellungen stehen, sind doch nur wenige wirkliche Hochleistungen zu verzeichnen. Gerade bei denen aber, deren Leistung sie über die Grenzen Österreichs hinaus bekannt gemacht hat, ist es fraglich, wie weit man sie noch dem Judentum zurechnen kann.

Wie soll aber auch das zusammengeschmolzene Häuflein der Wiener Juden noch kulturelle Kraft aufbringen? Die Kultusgemeinde hat etwa 9000 wahlberechtigte Glieder. Das dürfte im ganzen kaum 20000 Mitglieder ergeben. Dazu kommt noch, daß die meisten gar keine Lust zeigen, sich als Juden zu bekennen. Noch

sitzt ihnen die Angst viel zu sehr in den Knochen. Ihre Devise ist, ruhig und unauffällig leben. Dadurch tritt jüdisches Leben noch weit weniger in Erscheinung als es eigentlich könnte. Darunter leiden aber auch kulturelle Veranstaltungen. Sie sind angewiesen auf dritt- und viertrangige Kräfte, die wieder die Öffentlichkeit nicht zu interessieren vermögen. Die letzte geistige Rührigkeit geht in politischen Dingen auf. Die stärkste und bestorganisierte Gruppe bilden die sozialistischen Zionisten (Mapai). In der Kultusgemeinde hatten nach 1945 zunächst die Kommunisten die Oberhand. Das erklärt sich daraus, daß 1945 die kommunistische Partei die schärfst antinazistische Österreichs war. Heute haben sie in der Kultusgemeinde nur mehr ein Viertel der Stimmen. Zur stärksten Partei ist der «Bund werktätiger Juden» aufgerückt, der ein Teil der österreichischen sozialistischen Partei (SPÖ) ist. Unter den Resten der alten Wiener Judenfamilien gibt es eigentliche Zionisten kaum. Sie bejahen zwar alle den Staat Israel, zeigen aber weder Lust, dahin auszuwandern noch etwas für ihn zu opfern.

Leider begegnet dieses kleine Häuflein der Juden in Wien schon wieder einem gewissen Antisemitismus. Zwar die staatlichen Behörden mühen sich, gerecht zu sein, und Parteien und Kirchen lehnen den Antisemitismus ab. Aber unterirdisch ist er doch da. Während des Krieges war er weitgehend verdrängt durch menschliches Mitgefühl und Sympathie mit den Verfolgten. So dankte 1945 die jüdische Gemeinde von Szeged in Ungarn dem Wiener Bürgermeister dafür, daß so viele ihrer Glieder während des Krieges in Wien freundlich aufgenommen, ja unter Lebensgefahr versteckt und gerettet wurden. Man wundert sich, wieso nur wenige Jahre später der leidige Antisemitismus wieder sein Haupt heben kann. Seine Herkunft ist recht verschiedener Art. Ressentiments älteren und jüngeren Datums, Wahltaktiken, Gesetze, die einer Demokratie unwürdig waren, Fehlentscheidungen der Besatzungsmächte und schlechtes Gewissen sind daran beteiligt. Von einem neuen Nazismus kann man glücklicherweise noch nicht reden.

Das enthebt aber gerade den Christen nicht der Pflicht, den haßerfüllten, aus niedrigen Instinkten lebenden Antisemitismus zu bekämpfen, wo immer er ihn trifft. Ebenso aber wird er seine brüderlich warnende Stimme erheben müssen, wenn er das Unrecht

auf der jüdischen Seite sieht, auch wenn man ihm das zunächst übel auslegen sollte.

Beides hat sich die Österreichisch-Israelische Kulturgesellschaft zur Aufgabe gemacht. Sie ist allerdings nicht betont christlich. Ihre Mitglieder werden wahrscheinlich in der Mehrzahl keine Christen sein. Ihr Vorstand ist bewußt so zusammengesetzt, daß er allen Parteien und Religionen Raum gibt. Die eigentliche Leitung der Gesellschaft liegt aber in den Händen des Generalsekretärs, Doz. Dr. K. Schubert, eines überzeugten katholischen Christen. Die Gesellschaft möchte zunächst einmal die kulturellen Beziehungen zwischen Österreich und dem Staat Israel pflegen. Darüber hinaus aber bemüht sie sich, von ihren Zentren in Wien und Innsbruck aus Verständnis für die jüdische Eigenart zu erwecken und dem Antisemitismus das Wasser abzugraben. Auch dem Gespräch zwischen Kirche und Synagoge möchte sie ihre Plattform zur Verfügung stellen. So wurde in der Volkshochschule Wien-West unter reger Anteilnahme der Versammlung ein öffentliches Gespräch Synagoge-Kirche abgehalten, an dem außer Doz. Schubert und mir noch der katholische Konsistorialrat Dr. Mauer und der Zionist Löwy beteiligt waren. In Innsbruck taten Doz. Schubert, Prof. Hugo Rahner und Prof. Thieme (Basel) diesen Dienst. Weiter bemühen wir uns um Einfluß auf die Religionslehrerschaft, weil uns klar ist, daß sie viel für und viel gegen den Antisemitismus tun kann. Ein Vortrag von Prof. Thieme zu diesem Thema war leider schlecht besucht. Ein großer Erfolg war dagegen die Aufführung des «Dibbuq», jenes einzigartigen jüdischen Theaterstückes, das so tief in die Atmosphäre einer Ghettogemeinde und ihres geistigen Lebens einführt. Finanziell war es leider — trotz des guten Besuches und trotz der hohen künstlerischen Leistung, die das Studio der Hochschulen bot — ein Mißerfolg. Daher müssen wir nun zu unserem Leidwesen auf Aufführungen verzichten und zu Rezitationsabenden übergehen. Weiter fanden bisher statt: ein Konzert mit jüdischen Liedern (Kantor Edelstein), ein Gedenkabend für den modernen hebräischen Dichter Mosche Bialik und mehrere Aufführungen einschlägiger Filme, wie die «Grenzgasse» und der «Prozeß». Und schließlich haben wir die Bekämpfung antijüdischer Legendenbildung (Ritualmordlegenden) aufgenommen.

Wenn es gelingt, die erforderlichen Geldmittel zu bekommen, so ist ein weiterer Ausbau der Arbeit geplant, die dann mit der ähnlicher Vereinigungen in der Schweiz und in Deutschland koordiniert werden soll. Vier Referate sind vorgesehen. Organisation und Presse, Wissenschaft, Theologie, Theater (mit einer Wanderbühne). Doch ist dies alles noch Zukunftsmusik.

Kämpfer gegen den Antisemitismus sind selbstverständlich auch die Stellen, die sich eine christliche Mission an Israel zum Ziele gesetzt haben. Drei sind mir persönlich in Österreich bekannt: das katholische Pauluswerk, die baptistische Vereinigung der «Freunde Israels» und die schwedisch-lutherische «Israelsmission».

Das katholische Pauluswerk, begründet von Prof. Johannes Österreicher, hatte seine Arbeit schon lange vor 1938 begonnen und wurde selbstverständlich auch ein Opfer der Hitlerzeit. Prof. Österreicher mußte nach Amerika auswandern. Seit einiger Zeit scheint das Werk seine Arbeit wieder aufgenommen zu haben. Sein Mittelpunkt ist das Kloster Notre Dame de Sion.

Die «Freunde Israels» sind eine junge Gründung. Der Baptismus ist in Österreich überhaupt nicht sehr alt, wenn auch recht lebendig. Eine stärkere Gemeinde entstand erst nach 1918. Aber in der Zeit, da alle andere kirchliche Arbeit an Israel zum Erliegen gekommen war, hat die kleine Baptistenkirche Österreichs in vorbildlich christlicher Art der verfolgten Christen aus Israel und wohl auch vieler anderer sich angenommen, ihnen Zuflucht gewährt und sie vor der Verzweiflung bewahrt. Sie hat dabei viel Mut und christliche Einsicht bewiesen. Auch nach dem Kriege haben die Baptisten zu den ersten gehört, die die Arbeit an Israel wieder aufgenommen haben. Heute stehen sie in gesundem Wettbewerb mit der lutherischen Arbeit, teils auch in freundschaftlicher Zusammenarbeit, die in gemeinsamen Veranstaltungen ihren Ausdruck findet.

Die Evangelische Landeskirche in Österreich ist eigentlich erst recht spät darauf gekommen, daß sie eine Aufgabe an Israel haben könnte. Man nahm die auf, die kamen, meist wohl ohne Prüfung der Beweggründe und ohne genügenden Unterricht. Man freute sich, daß man damit vielfach gute Kirchensteuerträger bekam. Man muß dabei allerdings zwei Dinge bedenken: einmal, daß die evangelische Kirche in Österreich sehr arm ist; zweitens, daß sie, wie

viele andere Kirchen auch, ein Opfer des Liberalismus geworden war. Durch die Abgeschlossenheit Österreichs vom Weltgeschehen und seiner Kirche von der Ökumene war der Missionseifer überhaupt nicht allzusehr entwickelt. Das wenige, was geschah, geschah in Zusammenarbeit mit der Basler Mission. Meist aber blieb der Blick auf den eigenen Nöten haften, vielleicht auch noch auf den großen Aufgaben, die die Massen der Übertretenden stellten, denen man kaum nachzukommen wußte<sup>5</sup>. Aber 1922 tauchte nun doch die schwedische Israelsmission in Wien auf. Sie erwarb Räume in einer stark von Juden bewohnten Straße, gerade gegenüber einem jüdischen Altersheim, in dessen Garten der älteste erhaltene Wiener Judenfriedhof liegt, und begann ihre Arbeit. Diese ging nicht gerade mit Riesenschritten vorwärts und erfreute sich zunächst keines allzugroßen Ansehens. Aber als sich in den Pfarrämtern die ersten aus Israel zur Taufe meldeten, die dort gewonnen und unterrichtet worden waren, lernte man doch anders denken, und langsam begannen Recht und Notwendigkeit dieser Arbeit sich durchzusetzen. Sie erlitt aber eine plötzliche und unerwartete Verschiebung, als nach 1933 in größerer Zahl Getaufte aus Israel aus Deutschland hereinströmten und hier geistlich versorgt werden mußten. Die Landeskirche war hiefür nicht gewappnet, wollte vielfach auch nicht recht dran, da sie selber aus Gründen, die nur aus ihrer innerösterreichischen Geschichte verständlich sind, vom nazistischen Gift infiziert war. Auch hatten die Hereingekommenen oft selber eine starke Abneigung gegen sie und fühlten sich wohler unter solchen, die denselben Weg gegangen waren wie sie selber. Dann kam 1938, und was sich in Deutschland auf fünf Jahre verteilt hatte, brach bei uns mit vollster Wucht mit einem Male über die Kirche herein. Die alte Kirchenleitung, die sich in schwersten Zeiten bewährt hatte, wurde abgesetzt. Die neue Kirchenleitung war der Lage nicht gewachsen, konnte es auch kaum sein. So kann man es verstehen, wenn die evangelische Kirche es weithin ver-

---

<sup>5</sup> Im Jahre 1934 erfolgte nach dem Sieg der Regierung über die Sozialdemokratie eine starke Eintrittsbewegung in die evangelische Kirche. Manche Gemeinden verdoppelten ihre Seelenzahl. 3000—4000 Eintragungen weisen die meisten Eintrittsbücher der Wiener evangelischen Gemeinden für dieses Jahr auf.

säumte, sich ihrer aus Israel stammenden Glieder anzunehmen und der Gedanke auftauchte, eine eigene judenchristliche Gemeinde zu gründen. Praktisch wurde sie in dem Kreis um die Israelsmission Wirklichkeit, wie weit auch rechtlich, ist mir infolge meiner langjährigen Abwesenheit von daheim nicht klar geworden. Daß wir 1938 zunächst etwas vorsichtig mit Taufen waren, werden Sie verstehen, wenn ich aus eigener Erfahrung berichte, daß viele ganz offen zugaben, nur äußere Vorteile zu suchen. Später, als diese Gefahr vorüber war, verbot der Staat die Taufe von Juden! Trotzdem arbeitete die schwedische Israelsmission bis 1941 weiter und wurde eine treue Helferin für auswandernde Judenchristen, denen sie mit Rat und Tat zur Seite stand, die Wege ebnete, wohl auch manchen ihr Leben schützte oder den Lebensunterhalt beistellte. 1941 mußte sie aber unter dem Drucke des damaligen Systems die Arbeit einstellen. Der Rest ihrer Gemeinde fand Zuflucht bei den Baptisten oder in einzelnen landeskirchlichen Gemeinden, die ihre Pflicht erkannt hatten. Seit 1946 ist nun die schwedische Mission wieder da und hat ihre Arbeit wieder aufgenommen. Zunächst mußte sie versuchen, wenigstens einen Teil ihrer ehemaligen Schutzbefohlenen wieder zusammenzusuchen, einmal um dieser selbst willen, die notwendig Hilfe und Schutz brauchten, aber auch um der künftigen Arbeit willen, die eine Gemeinde braucht, in die man die Neugewonnenen hineinführen kann und die mit ihrer Fürbitte die Arbeit trägt. Diese Neusammlung war eine recht mühsame Sache. Etwa 300 der ehemaligen Schützlinge haben sich wieder zusammengefunden. Meist sind es ältere, gebrechliche Leute. Die Arbeit an ihnen war zunächst einmal einfach Gemeindegarbeit. Nicht, daß die Kirche nicht endlich erkannt hätte, daß es eigene judenchristliche Gemeinden nicht geben darf, solange sie sich nicht in Theologie oder kirchlicher Sitte von den übrigen Gliedern der Landeskirche unterscheiden oder eine andere Sprache reden; aber die Christen aus Israel haben in der Landeskirche teilweise so viel Böses erlebt, daß sie sich in den Gemeinden nicht mehr zurechtfinden können. Kein Mensch kann ihnen das verübeln. Es ist nur zu verständlich, daß sie dem Frieden und der Ehrlichkeit nicht trauen, wenn sie plötzlich dort mit offenen Armen aufgenommen werden, wo man sich vorher von ihnen distanziert hatte. So bleiben

sie lieber unter sich. Nur langsam können die Wunden, die Grausamkeit und Dummheit ihnen geschlagen haben, wieder verheilen. Nur langsam können sie sich wieder als Glieder der Landeskirche fühlen lernen und ihre Heimat in der Gemeinde ihres Wohnortes wiederfinden. Viele machen weite Wege, um dem Gottesdienst in der Messiaskapelle beizuwohnen, obwohl die Pfarrer ihrer Heimatgemeinden sich ehrlich freuen würden, wenn sie den Weg zu ihnen fänden. Doch sind sie nicht gewillt, Judenchristen besonderer Art zu sein. Sie sind meist Assimilanten, die die Bindung zum Judentum aufgegeben haben. Sie lieben es nicht, allzu sehr von dort her angesprochen zu werden. Andererseits sind sie oft tapfere Kämpfer für die Sache Israels und gegen den Antisemitismus, tapferer als die Angehörigen der Kultusgemeinde, weil sie nicht so viel Angst haben und die Notwendigkeit, ihr Judentum zu verbergen, nicht so fühlen.

Nun, kommen sie nicht zur Landeskirche, so kommt diese zu ihnen. Beginnt sich doch in ihr, genau so wie in der katholischen Kirche, eine neue Haltung Israel gegenüber durchzusetzen. Seit einiger Zeit dient die Messiaskapelle auch als landeskirchliche Predigtstation der Gemeinde, in deren Bereiche sie liegt. Israelsmission und Landeskirche haben sich darüber geeinigt. Die Gottesdienste werden abwechselnd gehalten. Außerdem wohnt ein landeskirchlicher Pfarrer im Hause. Es ist Dr. F. Propper, der am 15. Februar 1951 von der Superintendentur Wien der lutherischen Kirche mit der besonderen Aufgabe betraut wurde, sich der Christen aus Israel und der Mission an Israel anzunehmen. Man hofft, daß so im Laufe der Zeit um den neuen Mittelpunkt eine Gemeinde entstehen wird, in der Christen jeglicher Herkunft brüderlich zusammenstehen können und jeder sich daheimfühlen kann, ohne vom anderen scheel angesehen zu werden.

Um die begreiflichen Ressentiments der Christen aus Israel verschwinden zu lassen, wäre es allerdings gut gewesen, wenn die Landeskirche ein klares Wort dazu gewagt hätte. Die Synode 1950 hätte eine Gelegenheit dazu geboten, die aber nicht genutzt wurde, vielleicht weil sie schon ein viel zu großes Arbeitspensum zu bewältigen hatte. Nur die nichtamtliche «Kirchlich-theologische Arbeitsgemeinschaft», in der allerdings viele der ernstesten Theologen

Österreichs mitarbeiten, hat sich zu einem solchen Wort entschließen können.

Eine besondere Frage ist die der Zukunft der Mission an Israel. Nicht, daß man sie aufgeben wollte. Nein, nun endlich das Gefühl der Verantwortung für diesen Arbeitszweig erwacht ist, wird es hoffentlich noch eine Weile weiterbestehen. Aber es handelt sich um die Methode. Es stellt sich mehr und mehr heraus, daß bewußte Juden gar nicht daran denken, sich zu Christus zu bekehren. Die sich der Kirche nähern und von ihr erreicht werden können, sind Assimilanten, die es ängstlich vermeiden, sich als Juden erkennen zu lassen und auf Grund ihres Judentums besonders angesprochen zu werden. Meist sind sie ihrer väterlichen Religion schon längst entfremdet und wissen von religiösen Dingen genau so wenig wie ausgetretene Christen. Praktisch ist es meist ganz unmöglich, sie von ihrer väterlichen Religion her anzusprechen, sondern man muß von Grund auf mit ihnen beginnen, als wären sie konfessionslos geboren und erzogen. Eine Umstellung in der Methode wird also wenigstens teilweise geboten sein. Eine langwierige und mühsame Arbeit wird es auch sein, den Boden in den landeskirchlichen Gemeinden zu bereiten. Die vergangene Zeit hat doch manch tiefe Spur hinterlassen. Die von der Mission erreicht, zu Christus geführt und getauft werden, müssen aber Gemeinden von Brüdern und Schwestern finden, in denen sie daheim sein können. Manchmal begegnet die Arbeit der Mission an Israel dem Einwand, daß sie doch zu wenig Erfolge aufweise. Aber das wäre kein Grund, sie aufzulassen. Im Gegenteil, eine eigene Stelle zur Mission an Israel ist unbedingt notwendig. Hat unsere Landeskirche schon wenig Beziehung zur äußeren Mission, so kann ihr hier einmal klar werden, daß es noch Menschen außerchristlicher Religion gibt, die denselben Anspruch auf das Evangelium haben wie die «Neuheiden» unseres Landes und wie alle die, die das große Vorrecht haben durften, schon christlich erzogen zu werden. Ja, es sollte daran auch klar werden, daß jede Kirche, die wahrhaft Kirche sein will, eine besondere Verantwortung trägt für das Gottesvolk des alten Bundes. Und wenn es in einer Generation einer wäre, der durch ihr Zeugnis sich zu Christus fände, so wären alle Arbeit und alle Kosten nicht umsonst. An diesen einen könnte sich die



Hoffnung klammern, daß Rö. 11 sich dereinst erfüllen wird. Wer wagte es, zu behaupten, daß nicht täglich Gott sich über Sein Volk erbarmen und es zur rechten Erkenntnis führen könnte. Es gibt kaum mehr Völker auf der Erde, unter denen die Botschaft von Christus noch nicht verkündigt worden wäre. Es könnte bald die Zeit kommen, da die Fülle der Heiden eingegangen ist und Israels Tag kommt. Niemand weiß, wie Gott diesen Tag herbeibringen wird, ob durch eine Sammlung Israels in seinem angestammten Lande oder durch einen Zusammenbruch seiner säkularen Hoffnungen, die sich an dieses Land knüpfen. Aber eines ist sicher: die Nacht ist vorgerückt und der Tag nahe herbeigekommen. Die Urkirche nahm ihren drängenden Missionseifer aus dem Bewußtsein, daß der Tag nahe sei. Wie lange Zeit haben wir noch? Es ist Zeit, aufzustehen vom Schlafe und wach und nüchtern zu sein, damit die Schuld, die wir Christen Israel gegenüber auf uns geladen haben, nicht noch größer werde.

### *Nachtrag*

Das 55. Amtsbrüderliche Rundschreiben des Bischofs der Evang. Kirche A. B. in Österreich, D. Gerhard May, vom 25. Mai 1952, enthält die Nachricht, daß die Superintendentenkonferenz am 13. und 14. Mai 1952 sich mit dem Aufruf zur Bildung einer Vereinigung «Evang. Dienst an Israel» befaßt hat. Ziel der Vereinigung ist, in ernster Verantwortung den evang. Dienst an Israel aufzunehmen und den Getauften dabei behilflich zu sein, in den landeskirchlichen Gemeinden ihr volles Heimatrecht zu finden. «Der Bischof und die Superintendenten stellen sich dankbar und vertrauensvoll hinter die Arbeit» (dieses Kreises). Weiter hat sich die Konferenz mit den Anzeichen eines wiedererwachenden Antisemitismus befaßt. Da kein konkreter Fall vorliegt, meinte sie von einem Wort an die Öffentlichkeit absehen zu sollen. Doch bittet der Bischof in seinem Rundschreiben alle Amtsbrüder, auf die noch unkontrollierbare, im Dunkel lauernde Gefahr zu achten und über die anvertrauten Seelen zu wachen, daß nicht unter dem Schweigen der Christen die schmachvolle rassistische Diskriminierung wiederkomme

mit all ihren grausigen Folgen. «Wir müssen bei gegebenen Anlässen ohne Rücksicht auf Gunst und Ungunst sagen und tun, was recht ist vor Gott».

Obwohl diese Rundschreiben sonst vertraulich sind, wurde dieses auch an alle weltlichen Mitarbeiter der Kirche versandt und auch der kirchlichen Presse übergeben, so daß diesem Nachtrag nach Meinung des Herrn Bischofs nichts im Wege steht.

Man wird sich über dieses Zeichen der Neubesinnung und diesen ersten Erfolg langjähriger Bemühungen herzlich freuen dürfen. Dem «Evang. Dienst an Israel» haben sich auf den ersten Aufruf hin etwa ein Viertel der evangelischen Geistlichen Österreichs zur Verfügung gestellt.

## MEIN WEG DURCH JUDENTUM UND CHRISTENTUM

VON DR. ERNST MÜLLER, London

Der früheste religiöse Eindruck meines Lebens, den ich im Gedächtnis habe, war es, als am Versöhnungstag vom nahen Tempel Chorgesänge zu unserem Hause (in einer kleinen südmährischen jüdischen Gemeinde) herübertönten und meine Mutter irgendwie das Wort Gott aussprach.

Meine Eltern, beide Rabbinerskinder, hegten dem traditionellen Judentum gegenüber pietätvolle Erinnerungen, ohne selbst traditionell eingestellt zu sein. Im Elternhause meiner Mutter in Kojetein erfuhr ich durch ihren Vater Jakob Brüll, einen jüdischen Gelehrten und eine geniale Persönlichkeit, deren Sterben ich mit 9 Jahren miterlebte, tief mein Gemüt bestimmende Eindrücke. Mein Vater, als Arzt mehr naturalistisch eingestellt, hegte eine keusche, tief verborgene Frömmigkeit und hat mich durch die Art, wie er im Original Jesaia mit mir las, tief angeregt. Seltsam wuchs ich, ohne daß dies von meinen Eltern gern gesehen wurde, auf etwas phantastische Art in eine intensive jüdische Frömmigkeit hinein, die mich zu ständigem Tempelbesuch, zu peinlicher Beobachtung des